

REMBRANDT ALS ERZIEHER

VON HERMANN BAHR

1890 meinte Kaiser Wilhelm den Rat Bismarcks fortan entbehren zu können. Der Alte wurde fortgeschickt. Kein Widerspruch verlautete. Im Notfall hätte man ihn ja jeder Zeit ganz nahe, man ließ ihn einfach holen. Übrigens dachte damals niemand an einen Notfall. Der schien ausgeschlossen. Dies eben war ja die gewaltige Tat Bismarcks, daß das von ihm geschaffene Reich nun auch vor Notfällen für alle Zeit gesichert schien. Berlin, eilig wachsend, unermüdlich arbeitend, von je zu Bescheidenheit nicht ungewöhnlich begabt, aber jetzt im Glücke gar von einer Zuversicht, die, dem Berliner selber ganz unbewußt, schon fast an Vermessenheit, an Hybris, freilich eine ganz naive, streifte, wuchs damals in einem Tempo, das, dem Berliner selber noch kaum merklich, Fremden fast unheimlich war. Ich kannte noch den Ton des alten Berlin, des sozusagen Fontaneschen Berlin. Ich hatte von 1885 bis 1887 bei Adolf Wagner und Gustav Schmoller Nationalökonomie gehört. Nun, im Mai 1890, unmittelbar nach Bismarcks Entfernung, aus Paris über Spanien zurückkehrend, von S. Fischer in die Redaktion seiner „Freien Bühne für modernes Leben“ (aus der dann die neue Rundschau wurde) berufen, erkannte ich mein Berlin gar nicht wieder. Es war von einem erstaunlichen und eigentlich durchaus unpreußischen Optimismus, einem schreienden Optimismus. Mir fehlte vor allem schon das rührende Bild des, wenn die Wache Mittags aufzog, still am Fenster erscheinenden alten Kaisers, ein unvergeßliches Bild reiner Demut, von der damals ein Hauch über der ganzen freilich auch schon damals schnoddrigen Stadt lag. Die Schnoddrigkeit war noch gewachsen, die Demut inzwischen erloschen. Ich erkannte mein Berlin kaum wieder. Unter vier Augen gestand allerdings mancher alte Berliner, daß auch ihm bange war. Aber es hieß; ja das ist eben die neue Zeit, mit der man fortschreiten muß, wir sind bloß unser Glück noch gar nicht recht gewohnt, unsere Söhne werden sich schon darin bequem lernen!

Eben in diese Zeit einer unbegrenzten Zuversicht fiel, ein paar Monate nach der Verbannung Bismarcks in den Sachsenwald, ein neues Buch, das, anonym erschienen, durch seinen Titel eher abschreckend als anlockend, von einer unerhörten Wirkung war. Es hieß „Rembrandt als Erzieher“. Rembrandt, der Name verhielt ein Buch über Kunst. Warum aber „als Erzieher“? Wen will es erziehen? Wer es neugierig las, fand, daß es der deutschen öffentlichen Meinung durchaus wider den Strich ging; es war paradox. Der Berliner liebt das Paradox; er ist ja selber eins. Aber er schrie doch auf, als er hier die Behauptung fand, Jena sei den Deutschen sittlich besser bekommen als Sedan. Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, wie närrisch derlei deutschen Ohren damals klang. Es war zunächst eigentlich sozusagen ein Lacherfolg, den das Buch hatte, doch stark genug, um es gleich im ersten Jahre schon auf dreißig Auflagen zu bringen. Erst als dann allmählich doch der Name des Verfassers ertappt wurde und es verlautete, daß dieser Julius Langbehn ein Mann ohne Beruf, Amt und Stellung,



Wilhelm Leibl:
Bildnis des Rembrandtdeutschen (Julius Langbehn)
(1877)

Aus H. Momme Nissen: Der Rembrandtdeutsche
(Verlag Heider, Freiburg i. Br.)

also weiter nichts als ein Schriftsteller, eine von den vielen „verfehlten Existenzen“, war, erlosch sein Tagesruhm ebenso rasch, als man ihn vorher aufflackern ließ. Der Verfasser tat nichts, um ihn wieder in Erinnerung zu bringen. Sein Stolz zielte höher; er wäre gern ein heimlicher Kaiser des deutschen Geistes geworden. Sein Leben ging nicht nach äußeren Erfolgen, sondern auf innere Vollendung aus. Sie ward diesem starren unbeugsamen herrischen Niederdeutschen schwer genug. Was man einen angenehmen Menschen nennt, war er ja keineswegs. Bedeutende Männer haben ein Recht, ihre Bedeutung zu fühlen, aber ihre Bedeutung jedermann fühlen zu lassen, ist schon darum unnötig, weil sie damit nur Widerspruch erregen und sich ihre Wirkung erschweren. Es muß nicht leicht gewesen sein, bei Langbehn auszuharren. Er sagte von sich einmal: „Seit Goethes „Werther“ und Schillers „Räuber“ hat kein wahrhaft bedeutendes Literaturwerk eine so einschlagende Wirkung geübt wie das Rembrandt-Buch; man sucht diese jetzt zu vertuschen, aber sie wird wieder hervorbrechen.“ Er durfte so von sich sprechen, doch höher stehen uns Männer, die ruhig abwarten, bis derlei von anderen über sie gesagt wird. Auch in seiner Hoffart stak freilich eine Tugend verborgen: er hatte das auch heute noch, gar aber in jener ratlos verworrenen, alles verwischenden und vermischenden Epöche so seltene Gefühl für Rangordnung. „Man soll die Geister scheiden, statt sie zu verschmieren“, darauf drang er, und so hielt er es nicht bloß für sein gutes Recht, sondern geradezu für seine Pflicht, auf Anerkennung des Ranges, der ihm gebührte, zu dringen, Anerkennung zu fordern. Daß es noch in dieser alles verreibenden Zeit einen Deutschen von seinem Maß, seiner Würde, seinem Stolz, einen vorbildlichen Deutschen, einen verantwortlichen Deutschen gab, war für sein Gefühl die Nation verpflichtend, ihn im Prytaneum zu speisen. Bismarck, den ganzen Mann gleich auf den ersten Blick, seinen Adlerblick, erkennend, hat ihn in den einen Satz eingefast: „Sie wollen die Deutschen sammeln, die sich um ihre eigne Achse drehen.“ Reiner läßt sich gar nicht aussprechen, was Langbehn für eine Zeit, in der die Deutschen von eigener Achse rar wurden, hätte bedeuten können. Sie ließ sich ihn entgehen, wie sie sich Paul de Lagarde entgehen ließ, sie hatte nur noch Sinn für den Augenblick, für Erwerb und Genuß.

Was die Nation dem Rembrandtdeutschen schuldig blieb, hat ihm ein treuer Landsmann reichlich ersetzt, einer jener seltensten Menschen, an denen sich das Kundrywort bewährt: „Dienen, dienen!“ Wenn unsere Zeit verkennt, welchen Segen geborene Herren ausstrahlen, schon durch ihre bloße Gegenwart allein, so vergift sie noch mehr die Bedeutung zum Dienste geborener, im Dienen sich vollendender, sich erhebender Männer. Sie reinigen die Luft, sie sind die Vorbedingung für Helden, Väter, Schöpfer, in der hellen Atmosphäre, die sie schaffen, wird überhaupt erst Größe wieder möglich, sie wird durch sie jedenfalls erst wieder fruchtbar. Wenn Nietzsche sich zerstörte, so ist daran das Elend seiner Einsamkeit schuld, in die niemals der heißersehnte Wiederklang einer Wirkung, einer Antwort, einer Teilnahme drang. Wenn Langbehn, bei weit geringeren Gaben, ärmer an Geist, enger im Ausblick, dennoch zur Vollendung, zur

inneren Beruhigung, zu dem ihm zugewiesenen Ziele kam, so verdankt er dies seinem Freunde Momme Nissen, der, auch Friese von Geburt, Maler von Beruf, dreiundzwanzigjährig Langbehn kennen lernt und nun alles für ihn verläßt, sich selber aufgibt und nur noch für Langbehn leben will, fortan nur noch sein Jünger, sein Gefährte, sein Famulus, sein Reisemarschall, sein Bewunderer, ja sozusagen seine Haushälterin, seine Magd, immer emporblickend auf ihn wie zu einem höheren Wesen, ahnungslos, daß er selber in seiner himmlischen Geduld, seiner Opferfreudigkeit, seiner Entsagung doch weit höher steht als sein so lange völlig in sich verkrampfter, bei hohen Ahnungen dennoch ratloser, ungeduldig in der Welt herum irrender Meister, der ihn zu führen meint, von dem er selbst sich geführt wähnt und der nicht ahnt, daß, wenn sie beide dann am Ende doch zur inneren Ruhe, zur Freiheit in Gewißheit, zur Vollendung gelangen, ihm, dem Dienenden, die Palme gebührt.

Die beiden Friesen wurden katholisch. Bei Momme Nissen hat man ja das Gefühl, er müßte das eigentlich schon immer gewesen sein. Er hatte sich nur auf sich selbst zu besinnen, so war er schon Katholik. Man hat von Anfang an den Eindruck, daß ihm die katholische Form sozusagen angeboren ist, daß er sie schon mit zur Welt bringt. Als junger Maler war er Heide, das gehörte damals sozusagen zum Metier. Um die Dreißig herum, in dem Alter, wo man anfängt, nicht mehr bloß so dahin zu treiben, wo man inne wird, daß es jetzt zur Entscheidung geht, wo der Wille zur Wahl drängt, gibt es für Momme Nissen kein Zaudern, kein Bedenken, kein Suchen. Indem er in sich blickt, wird er gewahr, daß er katholisch ist. Er bemerkte das 1902. Schritt für Schritt ging er dann den gefundenen, ihm zugewiesenen Weg gelassen bis ans Ende, das ein Anfang zu neuem Aufgang war: seit 1916 ist er Dominikaner. Daß durch ihn dann auch Langbehn katholisch wurde, wird Nissen nicht Wort haben wollen: die wahren Führer meinen dann immer, sie waren es gar nicht. Und im Grunde haben sie doch auch recht: sie sind nur das Werkzeug der Führung.

Gläubig geworden, hat Langbehn seinen gewaltigen friesischen Ernst auch am Glauben bewährt, er tat nichts halb, er kam als Katholik erst völlig zu sich selbst. Der Katholik verleugnet ja nicht seine Natur, er erfüllt sie, indem er sie polar ergänzt. Momme Nissen, eine franziskanische Natur, vollendete sich als Dominikaner; er braucht Strenge. Langbehn, stolz, eifernd, gewaltsam, braucht Milde. Darum zieht es diesen Friesen nach Österreich. „In Österreich“, sagt er, „findet sich noch: Gott, Adel, Volk.“ Aber die Vollendung erblickt er im Vatikan. „Vom heiligen Vater“, so schreibt er an den Bischof von Keppeler aus Rom, „fiel mir zuerst und zumeist seine Bescheidenheit auf. Er sieht aus wie ein alter Adler, aber wie ein solcher, in dem zugleich der Geist einer Taube ist. Zuweilen kam er mir wie eine alte freundliche Holzfrau im Walde vor. Das ganze Wesen des Papstes atmet Entschiedenheit; dieser Vogel fliegt nur geradeaus.“ Und gar über die Einfachheit im Vatikan kann er gar nicht genug staunen. „Hier geht auch das Übernatürliche ganz natürlich zu!“, ruft er aus, „ja“, fügt er hinzu, „eigentlich noch natürlicher, einfacher, selbstverständlicher.“

Momme Nissen hat nun seinem geliebten und bewunderten Freunde ein wunderschönes Denkmal gesetzt, in dem Buch: „Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn“ (Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 1926). Es ist weit mehr als die Biographie eines bedeutenden Deutschen von der Art, die „sich um die eigene Achse dreht“. Es ist eine gewaltige Mahnung an die deutsche Jugend, die den Weg zur Wahrheit sucht.

NATURWISSENSCHAFT UND TECHNIK

VON DR. WERNER BLOCH

„WELTRAUM und Erde“ heißt der erste eines auf vier stattliche Bände bemessenen Werkes „Natur und Mensch“, das Dr. C. W. Schmidt im Verlag von Walter de Gruyter & Co. herausgibt. Den Weltraum behandelt Dr. Kritzingen, die Erde der Herausgeber selbst. Vor allen Dingen muß man den Grundsatz des Herausgebers loben, der in seinem eigenen Beitrag besonders zur Geltung kommt: Anschauung, Anschauung und noch einmal Anschauung. Das Buch enthält eine reiche Fülle von guten, charakteristischen und einprägsamen Abbildungen. Besonders der Abschnitt, in dem die geologischen Erscheinungen auseinander gesetzt werden, wird vielen Menschen eine neue Welt eröffnen. Wir sehen in Lichtbildern (die zum großen Teil Aufnahmen des Verfassers sind) die Wirkungen aller der geologischen Kräfte, die die Oberfläche unseres Planeten gestaltet haben und noch jetzt beständig umformen; wir sehen hier eine merkwürdige Faltung als Wirkung der tektonischen Kräfte, dort ein Beispiel der Windwirkung, und wir erkennen, daß die stärksten Formungen dem Wasser zu verdanken sind. Wasser in Wechselwirkung mit den Stoffeigenschaften der verschiedenen Gesteine hat all die seltsamen Formen geschaffen, die wir in den Gebirgen bewundern, und Abbildungen aus den verschiedensten Weltteilen lehren, wie sich der Sandstein, der Granit, der Kalkstein mit dem Wasser auseinandersetzen.

Leider läßt sich nicht ebensoviel Gutes über den ersten Teil des Bandes sagen, wie über den zweiten. Gerade die im Vordergrund des Interesses stehenden allgemeinen Theorien sind teils unverständlich, teils einseitig und teils sogar falsch dargestellt. Es ist zu bedauern, daß nicht ein mit diesen theoretischen Fragen besser vertrauter Mitarbeiter diesen Teil geschrieben hat. Einen willkommenen Ersatz dafür bietet das Buch: „Erde und Weltall“ von Svante Arrhenius, das von Dr. Finkelstein übersetzt, bei der Akademischen Verlagsgesellschaft erschienen ist. Der Verfasser ist ja in weiten Kreisen als Forscher wie als Schriftsteller gleich bekannt, und dieser neue Band zeigt uns wieder einen Gelehrten, der ein sehr umfassendes Tatsachengebiet völlig beherrscht und durchsichtig darzustellen weiß. In zehn Kapiteln kommen Himmel und Erde zu ihrem Recht. Ein ganzes Kapitel ist dem Mars gewidmet, jenem Nachbarplaneten, der uns immer wieder zu Phantasien über seine Bewohner verlockt. Aber alles, was wir auf ihm zu entdecken vermögen, spricht gegen die Annahme von lebenden Wesen und um so mehr, je genauere Einzelheiten wir dort beobachten können. Möglich, daß